BRIEF DER EHEMALIGEN ZWANGSARBEITERIN ANNA JEWDOKIJA LUKONITSCHNA PAWLOWSKAJA VOM 19.02.2002

*Um die Kriegswirtschaft am Laufen zu halten, wurden Millionen von Menschen aus den besetzten Gebieten zur Arbeit in Deutschland gezwungen. In Bielefeld gab es mehrere Zwangsarbeiter*innenlager. Auf dem Johannisberg waren vor allem ukrainische Frauen untergebracht. Sie kamen ab 1941 als sogenannte „Ostarbeiter" nach Deutschland. Die Lebensverhältnisse im Lager waren unzumutbar, bei der Arbeit wurden die Frauen misshandelt und einige starben. Im Zuge der Neugestaltung des Parks auf dem Johannisbergs wurde 2010 ein neues Mahnmal eingeweiht. Das Mahnmal war und ist nicht unumstritten. Es stellt sich deshalb die Frage: „Der Johannisberg heute – wie wichtig ist uns das Erinnern?"*

Sehr geehrte Herrschaften,

in der Tat habe ich mich gewundert, als ich den Brief aus Deutschland bekommen habe. Ich dachte, es sind zusätzliche Unterlagen über meinen Aufenthalt in Deutschland.

Es ist sehr schwer, sich an den Zweiten Weltkrieg zu erinnern. In jeder Familie sind entweder der Vater oder der Sohn oder auch zwei, drei Söhne oder der Schwiegersohn nicht zurückgekehrt. In jeder Familie gibt es schwere Verluste und seelischen Schmerz.

Wenn die deutsche Armee eine Stadt oder ein Dorf besetzte, wurden die Deutschen dort die Herren, machten eigene Gesetze. Nachdem sie Pliskowo in Besitz genommen hatten – es war ein Gebietszentrum und dort lebten viele Juden - haben sie allen Juden befohlen, sich zu versammeln, ihre Wertsachen mitzubringen und zum Dorfzentrum zu kommen. Als alle Juden gekommen waren, trieb man sie in einer Kolonne aus dem Dorf. Hinter dem Dorf war ein Wäldchen, die Soldaten waren mit Maschinengewehren bewaffnet und hatten Hunde. Am Wald wurden die Menschen angehalten, man zwang sie einen großen Graben auszuheben, man stellte sie in Reihe vor den Graben und schoss aus den Gewehren, bis alle tot waren. Der Graben wurde mit Erde zugeschüttet. Am nächsten Tag gingen die Menschen um nachzusehen und sahen, dass die Erde dort noch atmete und mit Blut bedeckt war, um den Graben herum kam Blut heraus. Es war ein schrecklicher Anblick.

Oder noch etwas: Als die Frontlinie bei Leningrad verlief, war die Stadt drei Jahre lang eingeschlossen, es gab keine Lebensmittel, alles wurde mit Flugzeugen gebracht, die Menschen hatten nicht genug zu essen. Bis zur Befreiung herrschte Hungersnot, die Menschen bekamen 100 g Brot pro Tag, sie magerten ab, schwollen vor Hunger an und starben. Man kann sagen, dass die Stadt fast zerstört wurde und ebenso die Menschen in ihr.

In der jetzigen Zeit kommen am 9. Mai, am Tag des Sieges über Deutschland, die verbliebenen Verwandten und Freunde der Juden, machen Gedächtnisfeiern, haben ein Denkmal errichtet.

Nach Deutschland fuhren wir nicht aus eigenem Wunsch; uns, die Jugendlichen, hatte man mit Gewalt mitgenommen. Wenn jemand sich ein oder zwei Mal vor der Fahrt nach Deutsch-

land versteckt hatte, dann wurden an seiner Stelle aus der Familie Ältere oder die Schwester oder die Schwiegertochter von den Kindern weggenommen.

Nach Deutschland fuhren wir in Waggons, in denen Pferde von Deutschland in die Ukraine transportiert wurden. Der Mist war weggeräumt, ausgewaschen war dort aber nicht, es gab kein Licht, keine Sitze, wir saßen auf den Säcken mit den eigenen Sachen und schliefen im Sitzen. Soldaten mit automatischen Waffen und Hunden bewachten uns.

Wir kamen in Polen, in der Stadt Krakau, an. Dort wurde für uns Badestube und Desinfektion der Kleidung gemacht. Dann kamen wir in Deutschland in der Stadt Stuttgart an. Dort gab es auch Badestube und Desinfektion. Aus Stuttgart nahmen uns die Besitzer zu sich: Die einen kamen zur Arbeit in die Landwirtschaft, die anderen in den Bergbau und die restlichen, unter ihnen auch ich, in die Fabriken. Und ich kam zu den „Dürkopp-Werken“ in die Stadt Bielefeld. Man hat uns dem Lagerführer übergeben, der für uns in der Freizeit verantwortlich war, und wir gehorchten ihm. Wir waren in Holzbaracken zu 30-40 Personen in einem Zimmer untergebracht. Als Betten hatten wir dreistöckige Pritschen aus Holz, die Bettwäsche: ein kleines Kissen, ein Bettlaken, eine Decke aus Baumwolle mit einem Bezug, eine Matratze mit Holzspänen, zwei Handtücher. Im Zimmer war ein Eisenofen.

In der Fabrik arbeiteten wir 12 Stunden am Tag: eine Woche – die Schicht tagsüber, die andere Woche – nachts. Und so begann das neue schwere Zwangsarbeiterleben. Man gab uns Holzschuhe, Arbeitsjacken mit dem Aufnäher „OST“. In der Fabrik arbeiteten viele Menschen unterschiedlicher Nationalitäten: Ukrainer, Russen, Polen, Bulgaren, Holländer, Franzosen und andere. Der Arbeitstag in der Fabrik ging von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Das Frühstück gab es um 9 Uhr morgens, zum Frühstück gab man uns einen Becher (150-200 ml) Kaffee ohne Zucker. Zum Mittag um 12 Uhr gab man uns eine Rüben-, eine Kohl-, eine Möhren- oder Spinatsuppe. Alle Suppen haben wir irgendwie gegessen, nur die Spinatsuppe gossen wir aus dem Fenster, für uns sah diese Suppe aus wie etwas Flüssiges, das sonst eine Kuh ausscheidet. Brot bekamen wir ein Mal pro Woche, ein Brotlaib wog nicht einmal ein Kilo, sondern 700-800 g. Und so kannst du entweder alles auf einmal essen oder teile es in sieben Stückchen, um jeden Tag Brot zu haben. Dieses Brot in sieben Stückchen zu teilen war eine Legende. Ich teilte aber, weil ich ohne Brot nicht auskam. In der Fabrik hatten wir einen Meister, er wies uns die Arbeit an, kontrollierte, ob wir die Arbeit richtig machten, und die Maschine durfte nicht still stehen und wir nicht ohne Arbeit sein. Um 16 Uhr war wieder Pause, mit Kaffee ohne Zucker und Brot, und von der Arbeit kehrten wir nach 19 Uhr zurück, aßen eine Suppe. So verging unser Arbeitstag.

Sonntags wuschen wir uns, machten Wäsche, gingen zu den Geschäften, aber die Verkäufer verkauften uns nichts. Wenn sie jemandem eine Konserve mit Austern oder einen Brei mit Pastete verkauften, dann baten sie, es zu verstecken, damit es keiner von den Deutschen sah. Am freien Tag durften wir hinausgehen und um die Baracken herumgehen, uns mit Freunden unterhalten oder Freunde treffen, wenn sie nicht so weit entfernt waren.

Wir bekamen einen Lohn von 18-19 deutschen Mark, wir kauften in den Geschäften gebrauchte Waren. Am Anfang des Aufenthaltes in Deutschland durften wir nach Hause schreiben, wenn auch selten, und später wurde es verboten.

Das Leben war sehr schwer, wir waren hungrig, und es gab einen Gedanken: Wenn unsere Armee die Deutschen nicht besiegt, dann Selbstmord begehen. Gott sei Dank, dass wir das Ende des Krieges abwarten konnten und am Leben blieben. Die angloamerikanischen Truppen befreiten uns am 2. April 1945.

Als die Bombardierungen der Stadt und der Fabrik angefangen haben, hat man uns zusammen mit dem Werk nach Windelsbleiche evakuiert, und dann lebten wir in Düsseldorf. Von dort wurden wir nach Stuttgart geschickt, dort lebten wir, bis wir nach Hause in die Ukraine geschickt wurden. In den Übergangslagern hungerten wir nicht, man verpflegte uns gut.

Während der Bombenangriffe liefen wir zusammen mit den Deutschen zum Schutzraum. Ihr Volk hatte große Angst, sie stöhnten, weinten, und unsere sangen währenddessen die „Internationale“. Als wir in den Übergangslagern lebten, agitierten uns die amerikanischen Soldaten, in die USA zu fahren, wir waren aber darauf gestimmt, nach Hause, in die Heimat zu fahren. Es gab nur einzelne bei uns, die einen Franzosen, einen Holländer geheiratet haben und dorthin gefahren sind, wo sie bis heute leben.

Ich kehrte im September 1945 nach Hause zurück. Von der Seite der Behörden gab es keine Vorwürfe. In der Schule für Veterinärtechniker gab es noch freie Plätze. Ich nahm meine Unterlagen und ging lernen, im Juli 1948 war ich fertig und ich hatte den Beruf des Veterinärtechnikers. Nach dem Abschluss wurde ich ins Gebiet Winniza überwiesen, dort arbeitete ich und blieb dort wohnen. Die Arbeit war schwer, weil man die Wirtschaft nach dem Kriege wiederaufbaute; die Leute waren arm und die Kolchosen waren arm.

Von der Seite der Behörden gab es keine Hindernisse mir gegenüber, man vertraute mir, ich wurde als Abgeordnete in die lokalen Organe und in die Verwaltungsorgane des Kreises gewählt. Ich arbeitete bis zum 55. Lebensjahr, dann ging ich in Rente. Die Rente betrug 124 Rubel, zu Hause hatte ich dazu etwas Landwirtschaft und so lebten wir.

Ich habe drei Kinder: zwei Töchter und einen Sohn. Zurzeit sind meine Kinder nicht bei mir. Die älteste Tochter und der Sohn machten den Abschluss an einem Institut, und die Jüngste lernte in einer Berufsschule in der Stadt Winniza und arbeitete in einer Fabrik, und seit dem Zerfall der Sowjetunion ist sie ohne Arbeit. Ich bin ihr sehr verbunden und möchte auch bei ihr sterben. Ich wohne aber im Dorf P. im Gebiet Winniza, und im Winter bin ich bei ihr in der Stadt Winniza.

[...]

Meine Rente beträgt jetzt 138 Griwna, das sind umgerechnet 25 Dollar. Auf dem Markt ist alles teuer, es ist schwer zu leben, wir leben aber.

BRIEF DER EHEMALIGEN ZWANGSARBEITERIN ANNA JEWDOKIJA LUKONITSCHNA PAWLOWSKAJA VOM 19.02.2002

Das Geld, die Entschädigung aus Deutschland, habe ich noch nicht bekommen. Sie geben sie den Menschen, die in den Konzentrationslagern waren, denen, die behindert sind, und den Menschen über 80. Ich weiß nicht, wann wir die Entschädigung für unsere Arbeit in Deutschland bekommen. Uns ist es bekannt, dass Deutschland dieses Geld gegeben hat, aber unsere Behörden kassierten das Geld und geben es nicht.

Ich danke Ihnen für den Brief, und dass Sie sich für das Leben der Menschen interessieren, die während des Zweiten Weltkrieges bei Ihnen gearbeitet hatten. Es sind erdrückende Erinnerungen, die sich niemals wiederholen sollen. [...]

Mit Grüßen an Sie, geehrte Arbeitsgruppe, mit allerbesten Wünschen

aus: DGB-Arbeitskreise „Zwangsarbeiter in Bielefeld“ / Gegen Vergessen – Für Demokratie (Sektion Bielefeld)